

Sigrun Höllrigl  
Das Lager  
Roman





[www.editionkeiper.at](http://www.editionkeiper.at)

© edition keiper, Graz, Oktober 2016

literatur nr. 72

Coverbild: Herbert Soltys

Layout und Satz: textzentrum graz

Autorenfoto: dotdotdot

ISBN 978-3-902901-18-7



→ Kultur, Europa,  
Außenbeziehungen



KULTUR  
NIEDERÖSTERREICH 

SIGRUN HÖLLRIGL

# DAS LAGER

Roman

|

*Tagebucheintrag 31. Mai 2011  
Syrien revoltiert, Strauss-Kahn und das Zimmermädchen, ius primae noctis, das Fernsehen spuckt immer neue Bilder in den Äther. Im Traum habe ich Sex mit einer Unbekannten. Die Frau sieht aus wie das Zimmermädchen, die Diallo, nur trägt sie ein Häubchen.*

Ich habe immer die staatstragenden Parteien gewählt. Ich, ein einfacher Mensch, eine Ameise, die bald sterben und vergessen sein wird. Nun hat man mich entführt. Ich heiße Paul Friess und bin Bibliothekar.

Von der Ferne dringt Hundegebell an mein Ohr. Fledermäuse umkreisen das karge Gebirge. Die Nacht ist klar. Ich sehe einen Reiter am Horizont, er kommt nicht näher, sondern entfernt sich wieder. Bald werde ich ihn nicht mehr sehen. Die Hunde bellen, ein Sturm kündigt sich an, die Wolken dräuen im Nachtlicht. Mich fröstelt. Ich möchte weg, an einen Ort, wo ich noch nie war. Ich starre in die weiße Wand der Zelle. Die Wand ist mein Freund. In ihr sehe ich Bilder aufsteigen, alles was innen ist, ist auch außen.

Als ich aufwache, sehe ich mich gefangen in einem Gebäude mit vielen Zimmern. Die Zimmer sind karg. Nichts anderes als ein Bett, ein Tisch und

Dank an Julia

ein Stuhl. Die Hunde bellen lauter. Ich muss dieses Haus verlassen, diesen Ort, den ich nicht kenne, wo ich nicht hingehöre und wo ich nie zuvor gewesen bin. Dennoch bin ich hier, aber es ist so, als wäre nur ein Teil meines Ichs vorhanden und der Rest anderswo. Was ich verloren habe, suche ich in mir, und bin nur noch ein Teil meiner selbst.

Ich möchte fort. Ich will dieses Zimmer verlassen, aber ich kann nicht. Die Türen sind verschlossen und die Fenster vergittert. Das Gebäude gleicht einer Festung. Nichts dringt herein und nichts hinaus. Nur die Fledermäuse kommen nahe an die Mauer geflogen. Die Tiere stoßen spitze Schreie aus. Ich kann sie durch das Fenster sehen. Sie fliegen dicht an die vergitterte Scheibe. Ihre Augen starren mich an. Die Fledermäuse haben keine Angst vor mir, so, als würde ich nicht existieren. Vergessen wir, dass ich an diesem Ort existiere. *Wie Blitze glänzt das Metall im Licht. Die Strahlen schmerzen im Auge.* Das Hirn verrennt sich. In den Verästelungen der Neuronen ist der Kopf sich selbst überlassen.

Ich kann nichts tun. Das Ich erodiert und fügt sich, ohne dass ich eingreifen kann, zusammen, und die Wirklichkeit zerfällt in Bruchstücke, die keinen Sinn mehr ergeben. *Wie ein gebrochener Spiegel.* Ja, so könnte man es beschreiben. Wie ein gebrochener Spiegel, den du nicht mehr zusammensetzen kannst.

Es muss ein Missverständnis sein, dass ich entführt wurde. Man hält mich fest, weil die oben nicht wissen, was sie mit mir tun sollen. Ich bin gerade siebenunddreißig Jahre alt. Alt genug, um zu wissen, was man vom Leben erwartet.

Meinen Geburtstag habe ich noch zu Hause mit meiner Verlobten gefeiert. Alles schien in Ordnung. Ich war so weit einzusehen, dass es für uns beide an der Zeit war, eine Familie zu gründen. Siebenunddreißig ist nicht alt, aber auch nicht mehr jung. Es ging doch auf die vierzig zu. Erika und ich wollten heiraten. Aber was rede ich. Das ist jetzt unwichtig! Die Hochzeit mit Erika kam nicht zustande. Alles wurde anders, als ich dachte. Nicht einmal in meinen Träumen möchte ich erleben, was mir die Wirklichkeit zumutet. Ich habe Dinge erlebt, von denen ich glaubte, wir hätten sie längst hinter uns gelassen. Grausame Dinge. Aber der Mensch ist grausam, von Natur aus. Wir jagen und töten und sperren uns ein. Das ist verrückt.

Der Alltag im Lager ist grausam. Auch mich hält man gefangen wie einen Hund. Wärter bewachen das Haus. Ich möchte fliehen und träume vom Paradies. Gerade jetzt, wo es so fern ist wie nie zuvor.

Ein Flugzeug kreuzt am Himmel. Ich klammere mich an die Gitterstäbe und winke aus dem Fenster meiner Zelle. Der Pilot sieht mich nicht. Das Flugzeug verschwindet am Horizont. Wie schnell die weißen Dunstspuren verblassen.

Zwei Diener bringen mir jeden Tag Wasser und zu essen. Sie kommen morgens, mittags und abends. Wortlos sperren sie die Zellentür auf und hinterlassen Wasser, Brot und Käse, manchmal ein Stück Fleisch, nicht viel, gerade so viel wie unbedingt notwendig. Dann gehen sie wieder. Der eine von den beiden ist etwas älter, der andere jung und ganz dürr.

Das Klosett liegt hinter einer dünnen Zwischenwand, daneben stehen ein Krug mit Wasser und eine vom Alter graue Waschschüssel. Mehr gibt es nicht als einen Stuhl, ein Bett, ein Klosett und eine Waschschüssel. *Ich sehe dein Haar in den Tiefen aufleuchten.*

Zweimal in der Woche darf ich eine Stunde im Hof spazieren. Im Freien kann ich mich duschen. Das Wasser ist kalt und klar. Es kommt aus der Tiefe des Berges. In einer Zisterne wird es gesammelt und mit einem Schwengel in die Höhe gepumpt. Der Diener beobachtet mich und kehrt mit dem Besen den Hof. Er hält sich von mir fern. Auch im Hof bin ich allein. Tagsüber brennt die Hitze auf die Mauern und aus den Bergen drängt sich manchmal starker Wind. Die Berge zeichnen sich im Fenster meiner Zelle ab. Kuppen mit Zacken, wie gemalt. Selbst die Vögel rufen hier anders, heller und höher, und die Landschaft ist durch die Sonne ausgebleicht, Büsche, kleine Bäume, gelbe Felsen, steiniger Untergrund, kaum Vegetation. Nachts ist es kalt. Es ist eine verlassene Gegend. Ich möchte hier

nicht sterben, nicht an diesem Ort. Es wäre ein einsamer Tod. Ich träume vom Tod, aber am Morgen darauf ist alles so wie vorher. Ich lebe weiter. Doch die Zeit hat ihr Gesicht verloren, sie ist ohne Kontur und ohne Bedeutung. *Wie ein kleiner Bub springe ich über die Steine im Hof und zähle mit.*

Mittags steigt die Sonne höher, sie wird mächtig und bald alles überstrahlen.

Meine Gedanken sind alles, was ich habe. Wo ich bin, weiß ich nicht. Mein Leben besteht auf einmal nur mehr aus Fragen. Warum bin hier? Wer hält mich hier fest? Wer waren die Männer, die, während ich schlief, kamen und mich hierher brachten? Vor meiner Entführung war alles einfach gewesen. Dass ich damals glücklich war, weiß ich erst heute.

Ich erinnere mich nur dunkel. Zuerst bringen sie mich mit dem Auto weg, dann geht es in einem kleinen Flugzeug weiter. Zuletzt besteigen wir einen Lastwagen, der mich zu der Festung in den Bergen fährt.

Meine Erinnerung ist schlecht, weil mein Kopf sich nicht erinnern möchte. Undeutlich vermeine ich mich zu erinnern, dass noch zwei andere Gefangene auf dem Lastwagen waren. Ich war nicht der Einzige, den man wegbrachte.

Der Tod ist hier so nah, näher als irgendwo sonst. Man spürt ihn durch die Ritzen des Gebäudes.

Die Hunde bellen die ganze Nacht. *Eidechsen huschen über die Steine und klappern mit ihren Schwänzen, als wären sie Schlangen.*

Die Tiere sind in einer Unordnung. Die Unruhe besagt nichts Gutes. Doch das Schlimmste ist die Einsamkeit und Sprachlosigkeit. Ich werde in einer Einzelzelle gehalten und kann mit niemandem sprechen. Die Wärter meiden jeden Kontakt. Es gibt keine Bücher, keine Zeitungen, kein Radio. Die Zeit vergeht nur langsam. Man lebt sie nicht, die Zeit, sie verstreicht lediglich. Am Abend bleibt die Erleichterung zurück, dass man noch lebt.

Im Lager existiert kein wirkliches Leben. Man lebt, ohne zu existieren. Auf einen Tag folgt der nächste, ohne dass etwas geschieht; jeder Tag – vollkommen bedeutungslos!

Einerseits ist es die Hölle, andererseits könnte es immer so weitergehen. Der Kopf denkt sich weiter, als wäre nichts geschehen. Weiter und weiter, ohne dass man weiß wohin und wann es zu Ende ist.

Wenn ich nur fliehen könnte und wieder frei wäre und so leben könnte, wie es früher gewesen war! Die Hoffnung ist das Einzige, was einem bleibt. Wie Phönix aus der Asche wiedergeboren werden, ohne den Makel des vorigen Lebens.

Fragen werden im Lager mit Schweigen beantwortet. So lange, bis die Fragen aufhören. Bis man nicht mehr fragt, sondern nur mehr schweigend zusieht. Mir schien, als hätten die Wärter

den Auftrag zu schweigen. Es schien, als gehörte dieses vollkommene Schweigen zu ihrem Plan.

Man will uns zum Schweigen bringen. Wir müssen damit aufhören, wir müssen handeln; uns die Rechte wieder zurückholen, die uns genommen wurden, ohne dass wir es bemerkt haben. Genauer betrachtet entscheiden wir nichts. Es wird für uns entschieden. So wie viele andere möchte ich wissen, was geschieht. Wo bin ich? Wer hält mich hier fest? Und vor allem, warum? Die Tiere haben keine Angst zu sterben. Sie wissen nicht, dass sie grausam sind. Selbst wenn ein Tier ein anderes zu Tode quält, ist es das, was die Natur vorgesehen hat. Das Tier selbst trifft keine Schuld. Tiere sind glücklich. Im Lager existiert kein Glück. Es kann hier nicht existieren.

Was einem lieb und teuer wäre, ist weit weg. Man muss das Glück herbeifantasieren. Was innen ist, ist frei.

Außer mir gibt es weitere Gefangene. Sie werden in den Räumen unter mir gefoltert. Ihre Schreie gellen nach oben. Ich habe Angst, dass man mich holen kommt.

Aber es geschieht nichts. Tag für Tag kommen eigenartig gekleidete Männer und bringen mir Wasser und etwas zu essen. Die Männer haben dunkle Gesichter und von der Sonne ausgebrannte Gesichtszüge. Sie tragen lange Gewän-

der und geben schnarrende Laute von sich. Es ist eine eigenartige Sprache, die ich nicht verstehe.

Vom Kopf in die Glieder und umgekehrt kreisen meine Gedanken. Sie fließen durch meinen Körper, ohne dass ich über sie bestimmen kann. Ich werde durch das, was ich denke, konditioniert, ohne die Kontrolle darüber zu erlangen. Dazwischen ist vieles, was ich nicht weiß und woran ich mich nicht mehr erinnere. Die Zwischenräume erscheinen wie riesige Kontinente und die Erinnerung schwankt auf ihnen auf und ab wie Eisschollen auf See.

Die Angst vor den Folterungen höhlt mich aus. Ich stelle mir vor, was die Folterknechte mit mir machen würden. Stromstöße, Verstümmelungen, Brandwunden, Schläge, den Kopf unter Wasser tauchen, bis er birst. Ich möchte fliehen. Aber ich weiß nicht, wie ich es anstellen soll. Meinen Plänen gebe ich keine großen Chancen. In der Nacht wäre es einfacher davonzukommen, denke ich, und habe vermutlich recht. Frei sein, dorthin zu gehen, wo man möchte, bleibt ein Traum. *Ich gehe die Straße entlang, bin ein Flaneur. Wie schön wäre es!*

Ich müsste die Wächter mit Faustschlägen überwältigen, ihnen die Schlüssel entwenden, ja, dann könnte ich vielleicht entkommen. Zu fliehen schien über Wochen nicht mehr als ein Wunschtraum, aber der Traum wurde wahr.

Heute kann ich wieder gehen, wohin ich möchte.

Eines Tages konnte ich also tatsächlich fliehen. Obwohl die Flucht ganz anders verlief, als ich dachte. Der Wärter hatte einen schweren Fehler begangen. Er war vielleicht betrunken gewesen. Er konnte einfach vergessen haben, die Tür zu versperren. Oder, auch das war möglich, der Wärter ließ die Zellentür absichtlich offen, weil er mich loswerden wollte. Vielleicht gab es wichtigere Gefangene und meine Zelle wurde gebraucht. Ich halte es für möglich, dass man mich absichtlich fliehen ließ. Die offene Zellentür sah wie ein Zeichen aus für »geh doch!« Nun gab es nur eine Möglichkeit zur Flucht, und zwar an den Wachen vorbei die Fassade der Festung hinunterzuklettern, ein gefährliches Unterfangen. Was, wenn ich ausgerutscht wäre? Ein Sturz hätte Knochenbrüche bedeutet. Was dann? Vielleicht hätte man mich erschossen wie einen Hund und die Wärter hätten mein Gehirn von den Wänden gekratzt. In meinen Gedanken sterbe ich viele Tode. Mein Tod bleibt nur eine Vorstellung. Was nach dem Tod sein wird, wissen wir nicht. Ist es Stille, das große Nichts oder ein neues Leben?

In einer Art Apathie oder Gleichgültigkeit mir selbst gegenüber, die nur das Überleben zum Ziel hat, lebe ich weiter.

Soweit war ich in meinen Gedanken gekommen, dass ich mir meinen Ausbruch vorab ausmale. In meinem Kopf habe ich alle in Frage kommenden

Fluchtwege durchgespielt. Meist wurde ich am Ende wieder gefangen genommen.

Im Lager nehmen die Nächte kein Ende. Der Schlaf kommt und geht. Ich fühle eine unsägliche Müdigkeit.

Die tatsächliche Flucht später unterschied sich von der Vorstellung, wie es sein würde. In Wirklichkeit habe ich Glück, eine ganze Strähne Glück!

Seit der Zeit, die ich im Lager verbrachte, weiß ich: wir Menschen sind zu allem fähig. Wir wissen es nur nicht. Wüssten wir es, wären wir sehr unglücklich. Es ist nichts anderes als eine Form des Selbstschutzes, dass wir vieles nicht wissen. Solange wir nicht wissen, wie grausam wir sind, bleiben wir glücklich. Es ist absurd. Über sich hinauswachsen, weil das Leben danach verlangt und man sonst unterginge, darum geht es. In dem Moment, wo es dir abverlangt wird, gibt es keine Wahl.

Meine Flucht erschien wie ein Wunder. Obwohl ich nicht trainiert war, konnte ich die Wand der Festung hinunterklettern und entkommen. Außerhalb der Mauern war jedoch nichts gewonnen. Die Gefahr war keineswegs vorüber. So fürchtete ich, die Hunde könnten mich jagen. Doch schienen sie andere Menschen zu verfolgen. Ihr wütendes Gebell hallte aus der Ferne zu mir herüber.

Durch das Buschwerk krieche ich den Hang hinunter. Dabei schlage ich mir die Knie und Ellbogen blutig, doch bemerke ich den Schmerz nicht. Die Nacht ist mondlos. Daher können mich die Wachen nicht sehen. Außerhalb des Scheinwerferlichts laufe ich gebückt durch die Finsternis, manchmal auf allen vieren. Ich renne in irgendeine Richtung, stolpere, falle nieder, stehe auf und irre weiter. Irgendwann frühmorgens, die Luft ist noch grau, erreiche ich eine kleine Siedlung. An einer Quelle wasche ich mir das Blut vom Körper und trinke Wasser. Die Sonne war noch nicht aufgegangen. *Wenn die Sonne am Zenit steht, wird es heiß in dieser Einöde, und die Büsche ducken sich unter die Steine.*

Auf der Straße im Dorf ist niemand zu sehen, bis auf einmal aus dem Grau des Morgens ein Lastwagen gefahren kommt. Er hält in der Ortschaft. Der Fahrer steigt aus und sammelt Milchessel ein. Ich laufe auf den Mann zu, der mit den Kesseln hantiert. Er ist meine einzige Hoffnung. Ich flehe den Mann an, er möge mich in die nächste Stadt fahren. Er soll mich einfach mitnehmen dorthin, wo er eben hinmüsse, egal wohin. Meine Stimme zittert. Der Mann mustert mich. Ich sehe aus wie ein Landstreicher, wäre da nicht der teure Anzug, der trotz des elenden Zustandes Vertrauen schafft. Obwohl ich keinen guten Eindruck mache, fährt mich der Lastwagenfahrer in die Stadt.



Er war der erste Mensch, der mir auf der Flucht half. Es gab sicherlich noch andere Helfer. Es musste einfach so sein, selbst wenn ich die Namen und Gesichter der Menschen nicht mehr weiß. Ganz alleine hätte ich es sicherlich nicht geschafft. Ich erinnere mich nicht an weitere Einzelheiten.

Der Molkereifahrer war froh, dass er jemanden zum Reden hatte. Wir reden über einfache Dinge. Die Lebensmittel seien erneut teurer geworden, sagt er. Es werde viele hart treffen. Man müsse wieder auf die Straße, damit die da oben aufwachten und merkten, dass sie zu weit gingen. Ich höre nicht richtig zu. Ich sauge die Worte mit dem Körper auf. Die drei Wochen meines Alleinseins fühlen sich an, als wären es viele Monate gewesen. *Wie nach den Hülsen einer Frucht dürste ich nach Worten, die keinen Sinn verlangen.* Reden, einfach nur reden. *Silbe für Silbe die Worte durchkauen wie zähe Fleischbissen, die sich im Mund verhacken.* Der Motor dröhnt, das Radio spielt Schlager. Plötzlich werde ich in der engen Fahrerkabine von einem Glücksgefühl erfasst wie selten zuvor und nie wieder danach. Ich bin unendlich froh, dass es den Lastwagenfahrer gibt und dass dieser Mann mit mir spricht. Das Leben kann so einfach sein.

Die Stimme des Mannes dringt aus weiter Ferne zu mir. Wir reden nicht deutsch, sondern ein holpriges Englisch. Erschöpft von der Flucht beschließe ich, Geld für die Armen beiseitezul-

legen. An ihrer Lage würde es nicht viel ändern, solange die Politiker dachten, es mache nichts, wenn die Menschen in anderen Ländern hungerten. Sie sagen uns, es gäbe einfach zu viele, man sei nicht Herr der Lage. Zuallererst müsse man zusehen, dass die eigenen Leute, die Arbeiter, genug zu essen hätten. Sonst würde alles nur noch schlimmer.

Es gab zwar Camps und Unterkünfte, doch war die Hilfe nie ausreichend, weil die Hilfsgüter in korrupten Händen verschwinden, bevor sie die Menschen erreichen. Wurden die Schuldigen entmachtet, wuchsen drei oder vier Verbrecher nach, die sich gegenseitig bekämpften. Dagegen können wir nichts tun, wird behauptet, was letztlich bedeutet: Wir Menschen sind gegenüber uns Menschen machtlos. Die Geschichte wiederholt sich. Auf Zeiten des Aufschwungs folgen Zeiten des Niedergangs. Der Mensch endet erneut dort, wo er angefangen hat.

In der Mythologie ist es Sisyphos, der den Stein immer wieder von Neuem hinaufwälzt, wenn gleich er vom Berg wieder hinabrollt. Der Optimist sagt, das ist gut, denn nur so können wir wieder neu beginnen. Am Ende wären wir zumindest ein kleines Stückchen vorangekommen. Der Pessimist glaubt nicht an eine bessere Zukunft. Manchmal bin ich pessimistisch und denke, Gott ist tot. Er hat sich von dieser Welt verabschiedet.

Dabei ist dieser Gott im Lager wichtiger als alles andere gewesen.

Im normalen Leben ist alles anders. Es ist kein Trost, dass heute einige weniger verhungern. Wir könnten sie alle ernähren. Aber es geschieht nicht, weil die Gelder anderswohin fließen – in marode Baugeschäfte und in Banken.

Früher habe ich die Ereignisse anders wahrgenommen. Ich habe alles viel positiver gesehen. Doch die Zeit im Lager hat alles verändert. Mein Blick ist schärfer geworden. Ich kann über die Kollateralschäden nicht mehr hinwegsehen. Seitdem ich selbst erfahren habe, wie sich Ohnmacht anfühlt und ein Magen, der nichts Brauchbares zu essen bekommt, verabscheue ich die Regierung.

Was ich vom Staat denke, ist für diesen nicht wichtig. Der Staat hat immer recht, weil er die Macht besitzt zu strafen und seine Gesetze zu brechen. Kein Politiker wird für seine Fehler zur Verantwortung gezogen. Nur im Falle eines Putsches werden die Regierenden erschossen oder man kerkert sie ein.

Ich befinde mich in einer Krise, die keiner versteht. Sie ist nicht mein Problem. Ihr da draußen seid alle dafür verantwortlich, was mit mir geschehen ist. Ich bin die Krise dieser Gesellschaft. Durch euch habe ich alles, was mir wichtig war, verloren: meine Freiheit, meinen Glauben und meine Selbstachtung.

Insgesamt geht es zu vielen Menschen schlechter als zuvor, und ich gehöre mit zu diesen Verlierern. Ich kann die Politiker nicht mehr ertragen! Dass sie lügen, ist zu einem Gesetz der Macht geworden, so wie die Armut zum neuen Reichtum gehört. Geld hat immer nur einen Wert, solange es zu wenig davon gibt.

Nur die Kinder sind noch unschuldig. Ich selbst habe keine Kinder. Als Enddreißiger bin ich noch unverheiratet. Meine damalige Freundin Erika wünschte sich Kinder. Der Lastwagenfahrer hat drei, zwei Buben und ein Mädchen. Er sagt, am liebsten sei ihm die jüngste. Seine Frau und er arbeiten für die Kinder. Sie arbeiten, um ihnen Kleider zu kaufen und um sie in die Schule zu schicken. Ich arbeite, um zu vergessen. Ich würde so gerne aufhören, darüber nachzudenken, was im Lager geschehen ist.

An einen Teil erinnere ich mich sehr gut, an andere Teile wiederum gar nicht. Was damals geschehen ist, soll bis ins letzte Detail und lückenlos rekonstruiert werden. Ich weiß nur, dass ich gewaltsam an einem unbekanntem Ort festgehalten wurde. Meine Verschleppung und Inhaftierung ist ein Verbrechen, das die Polizei aufzuklären hat. Meine Aufgabe bleibt, mich zu erinnern. Aber es gelingt nicht. Ich leide unter Gedächtnisverlust. Was geschah, bleibt rätselhaft.

Ich bin der letzte Friess. Die Friess waren einst Händler und Kaufleute und kamen vor etwa